

Zeit und Ewigkeit

Hebr. 13.14 ...denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Markus 13.1-7 *¹Und als er aus dem Tempel hinausgeht, sagt einer seiner Jünger zu ihm: Meister, schau, was für Steine und was für Bauten! ²Und Jesus sagte zu ihm: Siehst du diese grossen Bauten? Hier wird kein Stein auf dem andern bleiben, jeder wird herausgebrochen. ³Und als er auf dem Ölberg sass, dem Tempel gegenüber, fragten ihn Petrus und Jakobus und Johannes und Andreas, als sie unter sich waren: ⁴Sag uns: Wann wird das sein, und was für ein Zeichen zeigt an, wann es mit dem allem ein Ende haben wird? ⁵Jesus aber begann ihnen zu sagen: Gebt acht, dass niemand euch in die Irre führt! ⁶Viele werden kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin es, und sie werden viele in die Irre führen. ⁷Wenn ihr aber von Kriegen und Kriegsgerüchten hört, so erschreckt nicht! Das muss geschehen, aber das Ende ist es noch nicht.*

I.

Liebe Gemeinde, einer der Jünger staunt und sagt zu Jesus: «*Meister, schau, was für Steine und was für Bauten!*» Grad so, wie auch wir heute noch staunen: *Steine und Bauten!* – damals der imposante Jerusalemer Tempel, heute unsere schönen alten Kirchen, manche davon tausend Jahre alt, Inbegriff von Geschichte und Kontinuität. „In Stein gebaute Theologie“ – so könnte man solche Gotteshäuser bezeichnen. Stefan Zweig hat über die Kathedrale von Chartres geschrieben: Solche Kunstwerke könne nur bauen, «*wer eine Zeitperspektive hat, die nicht durch das eigene Leben begrenzt ist.*»

Jesu Antwort an den Jünger ist nüchtern, realistisch, nicht ‘kulturfromm’ «*Siehst du diese grossen Bauten? Hier wird kein Stein auf dem andern bleiben!*» Er spricht die Vergänglichkeit des Lebens und der Welt an, auch der grössten Kultur- und Kunstwerke. Offensichtlich hat das gewirkt, denn als die Jünger Jesu später vom Ölberg aus den Tempel gegenüber sehen, fragen sie ihn: «*Sag uns: Wann wird das sein, und was für ein Zeichen zeigt an, wann es mit dem allem ein Ende haben wird?*» Das trifft auf eine Stimmung, die damals und wie heute verbreitet ist: Das Ende aller Dinge, ein Gefühl der Krise, Weltende... Wie gehen *wir* mit dem Thema Vergänglichkeit um?

Der heutige Ewigkeitssonntag ist ein guter Anstoss, über die Vergänglichkeit unseres Lebens und unserer Kultur nachzudenken. Immer wieder weckt uns der Tod naher, lieber Menschen auf, wir realisieren unsere Vergänglichkeit, aber auch, wie viel uns mit diesen Menschen verbunden hat und noch verbindet, wie viel wir ihnen verdanken, dass wir ohne sie nicht diejenigen wären, die wir sind. Das ist eine gute, uns menschlich machende Erfahrung des Schmerzes, des Verlustes. Aber das Ansprechen der Endlichkeit kann auch missbraucht werden: man will Ängste schüren und spricht von nahen Ende. Jesus antwortet den Jüngern deshalb: «*Gebt acht, dass niemand euch in die Irre führt! Viele werden kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin es, und sie werden viele in die Irre führen.*» Es geht also darum, dieses Thema heute ohne Angst und Stimmungsmache anzusprechen.

II.

Einer, der von der Vergänglichkeit auf eine gute Weise gesprochen hat – Sie wissen es aufgrund der Ankündigung für diese Predigt – war Johann Peter Hebel, der in Basel geborene und im Wiesenthal bei Lörrach aufgewachsene Schriftsteller und Theologe. Er lebte von 1760 bis

1826, also in der Goethe-Zeit, er war der berühmte Autor der «Alemannischen Gedichte» (1803). Jedes Basler Kind kennt diese Gedichte – «Z'Basel am mym Rhy», «Das Gewitter», «Das Spinnlein» - die Gefahr dabei ist, dass man denkt: ...nur so ein Heimatdichter. Dabei ist es grosse Literatur. Goethe selbst und Jean Paul haben diesen Gedichtband besprochen! Und dann kamen einige Jahr später, 1811, seine gesammelten Kalendertexte unter dem Titel «*Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds*» heraus: «Kannitvestan», «Der schlaue Pilgrim», «Der Wettermacher» - und auch die Erzählung «Unglück der Stadt Leiden». Man könnte leicht überspitzt sagen, bei Hebel finden sich «Gesammelte Weltuntergänge» - wobei diese Erzählung «Unglück der Stadt Leiden» tatsächlich ein Weltuntergang im Kleinformat einer niederländischen Stadt ist. Ich will Abschnitte daraus lesen, bitte beachten Sie die stilistische Meisterschaft, mit der der Dichter seine Geschichte aufbaut und erzählt.

Schon im ersten Satz wird Spannung erzeugt: «Diese Stadt heisst schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewusst, warum, bis am 12. Jänner des Jahrs 1807»... Dann erzählt Hebel, wie diese holländische Stadt mit ihren 11'000 Häusern und 40'000 Bewohnern vor – ein ahnungsvoll-drohendes vor - diesem Tag vor sich hinlebt, wie die Leute noch am Morgen wie alle Tage fromm oder unfromm aufstehen, frühstücken, ein Schiff mit 70 Fässern Schiesspulver aber schon im Hafen liegt! Wie sie dann zu Mittag essen und sich's schmecken lassen «wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war.» Der nächste Satz zischt fast wie eine Zündschnur: «Aber als nachmittags der Zeiger auf dem grossen Turm auf halb fünf stand».... – doch Hebel treibt nun die Spannung auf die Spitze, weil er nochmals eine lange Aufzählung einschiebt: was die ahnungslosen Leute so tun und lassen, was sie denken und hoffen und fürchten --- nur eben das Ende nie bedenken. Dann aber kommts: «Und plötzlich geschah ein Knall»: Jetzt ist die Katastrophe da! – ein Untergang, eine Apokalypse! «Das Schiff mit seinen siebenzig Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah), in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und tot unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet.» Hebel schildert den Schrecken und das Elend dieses Unglücks, und kommentiert, da sehe man denn auch, «wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer grossen und volkreichen Stadt.» Aber er erzählt auch von der sofortigen Hilfsbereitschaft der Menschen, der König von Holland habe Geld gespendet, viel Hilfe sei geleistet worden, und trotz des Krieges zwischen England und Holland seien Schiffe voll Hilfsmittel aus England gekommen - «und das ist schön» (kommentiert Hebel) - «denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er aussen vor allen Toren und vor allen Seehäfen donnert.»

Es ist ein altes Motiv: Die Plötzlichkeit, mit der das Ende hereinbricht, die Ahnungslosigkeit der Menschen. Aber im Gegensatz zur dunklen, apokalyptischen Rede vom Weltende mit seinen Drohkulissen finden wir hier bei Hebel eine aufgeklärte Religiosität. Es geht um das Bedenken der eigenen Endlichkeit und um Mitmenschlichkeit.

III.

Aber nun gehen wir chronologisch etwa zehn Jahre zurück, zu Hebels grösstem Gedicht – dem alemannischen Gedicht „Die Vergänglichkeit“, von dem Jacob Burckhardt zurecht

gesagt hat, es sei eines der «ewigen, grossen Gedichte der Weltliteratur».

Es hat die Form eines Gesprächs zwischen einem Vater und seinem Sohn auf dem Weg vom Wiesental in Richtung Basel. Beim Anblick der Ruine des Rötteler Schlosses fragt der Knabe seinen Vater: Ätti=Vater, wird es unserem Haus auch einmal so ergehen, wird es auch zur Ruine werden? «*Du guete Burst, 's cha frili si, was meinsch? 's chunnt alles jung und neu, und alles schliicht sim Alter zue, und alles nimmt en End.*» Du guter Bursche, antwortet ihm der Vater, natürlich wird es zerfallen, alles schleicht seinem Alter zu und nimmt ein Ende. Dann spricht der Vater davon, wie er selbst jung gewesen und nun alt geworden dem Grab entgegengehe, nicht anders als er auch, der Sohn.

Eindrücklich, wie Hebel den Knaben indirekt über die Wahrnehmung der Schloss-Ruine und der Frage nach dem eigenen Haus die eigene Vergänglichkeit entdecken lässt – und wie der Vater ihn nun in drei Schritten, in einem dreimal sich vergrössernden Horizont mit dem Thema vertraut macht: Auf die Abwehr des Knaben, das eigene Haus werde nicht zerfallen, antwortet der Vater, nicht nur das eigene Heim, sondern das ganze Dorf werde einst untergehen. Dann fährt der Vater fort, auch die schöne Stadt Basel mit ihrem Reichtum und ihrer Pracht werde einmal «ins Grab gehen» – und evoziert nun ein zerfallenes, mit Efeu überwachsenes Trümmerfeld. Später, wenn ein Wanderer vorbeigehe und zu seinem Kameraden sage: Schau, dort war einmal die Stadt Basel, jene Turmruine einst die Peterskirche – es sei schade drum! Auf die erneute entsetzte Abwehr des Knaben weitet nun der Vater das Untergangspanorama nochmals aus zu einer regelrechten Apokalypse: Ja, einmal werde die ganze Welt verbrennen, ein Wächter um Mitternacht rufe dann «Wacht auf» – und schildert dann mit den bekannten Elementen den jüngsten Tag: Blitze, Erdbeben, schier endloses Feuer, bis alles verbrannt sei. «*Drüber chunnt der Tag; / o, b'hüetis Gott, me brucht ke Sunn derzue, / der Himmel stohrt im Blitz, und d'Welt im Glast. / ...und endli zündet's a, und brennt und brennt, / wo Boden isch, und niemes löscht. Es glumst wohl selber ab.*» Die ganze Erde verbrennt – und niemand löscht. Und als der Knabe, zwischen Furcht und Faszination hin- und hergerissen fragt: Und die Menschen, wie wird es ihnen ergehen? Die, antwortet der Vater, sind dann nicht mehr da, sie sind – er zögert und fragt: wo sind sie? ... bricht dann ab und sagt: sei Du fromm, und halte Dein Gewissen rein. Grossartig, wie Hebel diesen Vater nicht irgendetwas behaupten, sondern selber stocken lässt... Und dann kommt noch ein weiterer, ernster und doch auch augenzwinkernder Schritt der Distanznahme: Nun spricht der Vater davon, wie der Junge, wenn er sein Gewissen rein halte, in einen der vielen Sterne komme, dort Vater und Mutter und Schwester wiederfinde. Und überaus köstlich, typisch Hebel, evoziert er zum Schluss ein liebevoll ironisches Bild: Wie der Junge auf der Milchstrasse in diese himmlische Stadt hinauffahrend seitwärts hinunterschaut, die Ruine des Rötteler Schlosses sieht, den verkohlten Belchen, das vertrocknete Flussbett der Wiese, und dann seinem Kameraden sage: Schau, dort unten war die Erde, dort der Belchen, dort habe ich gelebt und gearbeitet – und möchte jetzt nicht mehr dorthin...

IV.

Hebels poetische, dichterische Theologie nimmt das Motiv der Offenbarung des Johannes auf – die Endlichkeit dieser Welt, die Endlichkeit des menschlichen Lebens – aber auf seine feine Weise ist die Zeit und Ewigkeit Gottes präsent, eine Ewigkeit, die dieser Endlichkeit ihre Schrecken nimmt. Sonst hat der Dichter und Prediger Hebel alle Elemente der Apokalypse, ihr

Schwarz-Weiss, ihr Gut-Böse und die damit verbundenen Hasselemente herausgenommen: Hier lernt ein Knabe im Gespräch mit seinem Vater seine eigene Endlichkeit im Angesicht Gottes wahrnehmen. Und besonders eindrücklich wird einem dieses Dialektgedicht, wenn man weiss, dass der Ort, wo Hebels Dichtung einsetzt: bei der Ruine des Rötteler Schlosses nämlich, genau jener Ort ist, an dem der dreizehnjährige Hebel den Tod seiner Mutter miterleben musste. Ein traumatisches Erlebnis für den halbwüchsigen Hanspeter. Mit diesem Gedicht des über vierzigjährigen Theologen und Schulmannes jedoch, so scheint es, mit dieser kleinen menschlichen, aber biblisch inspirierten Apokalypse gelingt es ihm, seine Trauer zu überwinden: Er kann die Endlichkeit des irdischen Lebens im Angesicht des ewigen Gottes annehmen.

Damit ist noch nicht das Ganze des christlichen Glaubens formuliert – wie könnte man das von einem einzelnen Gedicht erwarten? – aber wir merken jetzt, wie der Theologe Johann Peter Hebel jene zurückhaltende, vorsichtige Antwort Jesu aufgreift und beantwortet: die ängstliche Jüngerfrage: «*Wann wird das sein, und was für ein Zeichen zeigt an, wann es mit dem allem ein Ende haben wird?*» mit dem Satz beantwortet: «*Gebt acht, dass niemand euch in die Irre führt!*» Und so wird aus einem ängstlichen Hinschauen auf Vergänglichkeit und Weltende eine zutiefst weisheitliche, menschliche Rede. Johann Peter Hebels ‘Vater’ leitet seinen ‘Sohn’ auf eine realistische, aber auch tröstliche Weise an, unsere Vergänglichkeit anzunehmen – mit Blick in eine Zeit, die Gottes Zeit heisst: «*S’sin no Sache ehnedra!*»

V.

Und mit diesem Zitat aus dem Gedicht «Der Wegeweiser» möchte ich schliessen – ich lese es zuerst auf Hochdeutsch, übertragen von Richard Gäng, dann im alemannischen Original:

Wo isch der Weg zu Fried und Ehr,
der Weg zum guten Alter echt?
Grad fürsi goht's in Mäßigkeit
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrützweg stohsch,
und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still, und frog di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zum stille Grab im chüele Grund
führt jede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottis-Furcht!
i roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
und 's sin no Sachen ehne dra.

*Wo mag der Weg zu Fried' und Ehr'
der Weg zum guten Alter ziehn?
Geradeaus in Mäßigkeit.
in Pflicht und Recht mit stillem Sinn.*

*Und wenn an einem Kreuzweg stehst
und nimmer weißt, wohin dein Pfad
halt still, frag dein Gewissen erst
's kann Deutsch, gottlob, folg seinem Rat!*

*Wo mag der Weg zum Friedhof ziehn:
Geh, wo du willst! Was fragst du viel:
Zum stillen Grab im kühlen Grund
führt jeder Weg genau ans Ziel*

*Doch wandle du in Gottesfurcht
Ich rat dir, was ich raten kann.
Der Platz hat eine g'heime Tür,
und 's sind noch Sachen ienseits dran*

Das ist christliche Weisheit – nicht ängstlich zurück oder nach vorne schauend – sondern ein vertrauensvoller Blick auf unsere Vergänglichkeit und Gottes Ewigkeit. Amen.